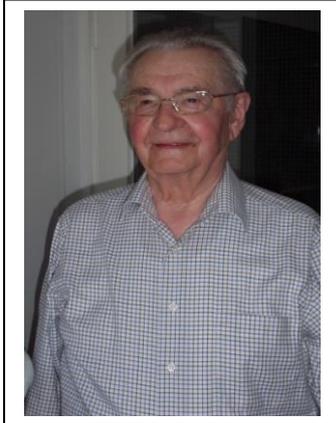


Unsere Zeitzeugen berichten



Wilhelm Liebe

Jahrgang 1927

4. Teil

Ich war also in einem Füsilier-Bataillon, ausgerüstet mit einem Fahrrad, Sturmgewehr und Panzerfäusten – obwohl ich eigentlich ja nur meine Zeit beim Arbeitsdienst ableisten wollte.

Wir sollten an der Westfront zum Einsatz kommen. Engländer und Amerikaner näherten sich bei Torgau der Elbe. Die Rote Armee stieß zügig auf Berlin zu. Als Meldungen über Waffenstillstandsverhandlungen im Westen durch die Truppe liefen, wurden wir doch noch an der Ostfront eingesetzt, um den Vormarsch der Russen auf Berlin zu stoppen oder mindestens zu verzögern. So kam es, dass wir am 19. April 1945 gegen Abend eine Stellung im Raum Kummersdorf, etwa 35 – 40 km südlich Berlins, beziehen mussten. Der Raum Kummersdorf galt als Truppenübungsplatz. Dort lösten wir eine Einheit ab, die durch Abschuss eines russischen Panzers an einer Panzersperre den Angriff gestoppt hatte. Da das Gelände links und rechts der Straße einen moorigen Untergrund hatte, war ein Befahren mit Panzern nicht möglich, und die Russen lagen erst einmal fest. So konnten wir die Russen an einem Waldrand aus etwa 300 – 400 Metern Entfernung beobachten. Durch versprengte Soldaten erfuhr der jeweilige Offizier des Kampfabschnittes, dass sich hinter dem abgeschossenen Panzer noch weitere 10 – 12 Panzer befanden. Eilig wurden uns die Panzerfäuste angeliefert, und unser Zug erhielt den Befehl, diese Stahlkolosse anzugreifen. Unser Zugführer war ein erfahrener Frontsoldat und äußerte Bedenken, denn wir hatten keine Fronterfahrung mit Feindberührung. Ein Nahkampf gegen Panzer und den kampferprobten Russen sei ein Absurdum. Mit harten Worten befahl der Offizier unserem Zugführer, den Befehl auszuführen, denn Befehlsverweigerung könnte Folgen haben. Wir wurden in zwei Gruppen eingeteilt, eine links, eine rechts der Straße, vor uns der Unteroffizier. So robbten wir uns im Schutz der Straße in einem Graben dem Feind entgegen. Als wir in Reichweite ihrer Maschinenpistolen waren, empfing uns ein gehöriges Abwehrfeuer. Noch bewegten wir uns im toten Winkel, und die Kugeln zischten über uns hinweg. Je näher wir ihnen kamen, desto heftiger wurde die Abwehr. Die Besatzungen der Panzer waren ausgestiegen und hatten sich auf der Panzersperre postiert. Man wartete auf uns. Jeder versuchte, sich so klein wie möglich zu machen, denn die Luft wurde immer bleihaltiger, das Zischen war immer dichter. In dieser aussichtslosen Lage brach unser Unteroffizier die Vorwärtsbewegung ab und somit den Angriff. Langsam robbten wir zurück und waren froh, alle ohne Verletzungen den Ausgangspunkt wieder erreicht zu haben. Wir bezogen am Waldrand Stellung bis zum Morgengrauen.

Der abgeschossene Panzer war inzwischen ausgebrannt, da sich der Brennstoff entzündet hatte und die Munition explodiert war. In der Ferne hörten wir das Anlassen der Panzer. Das machte uns hellwach. Überraschend wurden wir von einer Einheit abgelöst, darunter auch Volkssturmänner, was uns unverständlich war. Eile gebot uns der Zugführer, denn er ahnte, dass die Stellungen den Feind nicht lange

aufhalten konnten. Schnell bestiegen wir unsere Fahrräder, um wieder an den Ausgangspunkt zu gelangen. Von dem Offizier, der uns den sinnlosen Angriffsbefehl gab, war weit und breit nichts mehr zu sehen. Er war einfach verschwunden.

Wir gelangten in Aufenthaltsräume und erhielten erstmals nach 12 Stunden Essen. Die meisten von uns schliefen beim Frühstück ein. So gegen 11 Uhr gab es erneut Alarm, denn die Russen hatten uns eingeholt. Den ausgebrannten Panzer hatten sie beiseitegeschoben, die Panzersperre entfernt. Am Ortsrand stießen sie mit ihren Panzern auf gut getarnte Panzerabwehrkanonen. Diese brachten 6 Panzer zur Strecke. Dadurch wurde auch dieser Angriff zum Stehen gebracht. Daraufhin setzten die Russen die Infanterie ein und verwickelten uns in Straßenkämpfe, die immer wieder zum Rückzug zwangen. Wir mussten ständig die Stellungen wechseln, Straßen überqueren, die unter Beschuss lagen. Der Unteroffizier sprang vorweg, und ich bildete den Schluss. Meine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass die Gruppe geschlossen bleibt. Es klappte nur einige Male, dann war die Lage sehr kritisch. Da man nur mit viel Glück die Straße überqueren konnte, blieben einige Kameraden liegen. Die Angst trieb ihnen die Tränen in die Augen, sie verweigerten den Sprung und blieben in Deckung. Alles Zureden half nichts. Ich selbst passte eine Feuerpause ab und fand den Anschluss an meine Gruppe. Ich musste das Verhalten meiner Kameraden melden. Aber das war nicht mehr von Bedeutung, denn alles entwickelte sich zu einem Chaos. Dann sollten wir eine Stellung besetzen. Durch ein kleines Wäldchen versuchten wir, sie zu erreichen. Wir waren noch zwischen jungen Bäumen, als ich das Gefühl hatte, dass Bienen oder Wespen mich umschwirren. Als dann neben mir kleine Äste zersplitterten, merkten wir, dass man uns schon erwartet hatte. Die Russen waren vor uns da. Nichts war mehr mit Gegenwehr, die Übermacht zwang uns zur Umkehr. Das passierte uns noch einige Male, bis wir uns am Abend in ein Waldstück zurückzogen, das vollkommen unübersichtlich war.

Der Wald bot nun Schutz für unzählige Soldaten. Die Feinde zu verfolgen war aussichtslos. Offiziere waren kaum zu sehen. Hatten sie sich schon abgesetzt? Nur Feldwebel und Unteroffiziere gaben Befehle. Wir sollten uns in Richtung Norden, also Richtung Potsdam, durchschlagen. Zu Anfang waren wir ein ziemlich großer Haufen. Aber irgendwie wurde der Haufen immer kleiner, sei es durch Erschöpfung, sei es durch Verwundung.

In diesem Chaos fand ich meinen Freund Albert Baber wieder, Menne genannt. Er war seit kurzem der Bursche des Majors. Der Major war nirgends zu finden, nur seinen Mantel hatte Menne noch zu tragen. Da es in der Nacht kalt war, zog er ihn einfach an. So marschierten oder schlichen wir durch das Gelände. Wir waren immer darauf vorbereitet, auf den Feind zu stoßen. Im Mondschein hörten wir beiden von Kameraden: „Da ist der Major!“ So schöpften die Männer neuen Mut. Ich ermahnte meinen Freund, den Mantel auszuziehen, denn das gäbe nur Ärger. Aber er meinte nur, wenn es hell sei, dann zöge er ihn aus. Solange sollte jeder ruhig denken, der Major wäre dabei. Wir waren eine Gruppe von 20 bis 30 Mann. Plötzlich ertönten vor uns die Rufe: „Stoi! Stoi!“. Wir sahen in die Mündungsfeuer von Maschinenpistolen. Uns blieb der Atem stehen, und wir suchten hinter einem Erdwall Deckung. Da mein Kamerad vor mir war, rief ich: „Menne, schließ! Sofort!“ Er schoss mit seiner Maschinenpistole, wir hörten einen Aufschrei und wussten, der Gegner war getroffen. Schnell setzen wir uns ab und versuchten, eine Straße zu überqueren. Auch dort wurden wir beschossen und erwiderten das Feuer eine Weile. Im Mondschein sah ich, wie einer nach dem anderen einen Rückzieher machte.

Halblaut rief ich: „Menne, lass uns abhauen!“ Er hörte mich nicht, und von da an waren wir getrennt. Später berichtete ein Kamerad, dass es den Major „erwischt“ hätte. So hatte ich meinen besten Kumpel verloren.

Vom 20. April an irrten wir hinter den Linien umher. Nachts sind wir gelaufen, am Tage haben wir uns versteckt. Die Verpflegung war kümmerlich. Unsere eiserne Verpflegung durfte erst nach drei Tagen – so der Befehl eines Offiziers – geöffnet werden. Da wir keinen Offizier mehr in unserer Gruppe hatten, erteilte ein Feldwebel die Erlaubnis zum Anbrechen der Ration. Nachts versuchten wir, in abgelegene Häuser zu schleichen, um etwas Essen zu erbitten. So kam es dann, dass ein Brot in 15 – 18 Teile geteilt werden musste. Ehe man es dann genoss, hat man es im Mondlicht betrachtet und überlegt, ob man es doch lieber in den Brotbeutel stecken sollte, denn man wusste ja nicht, wann man wieder etwas Essbares erhalten würde. Die Zivilbevölkerung gab uns Nachricht, dass die Russen schon einige Tage im Ort seien, und wir sollten so schnell wie möglich verschwinden, weil sie Repressalien befürchteten. Das verstanden wir nur zu gut. Wenn wir Glück hatten, stießen wir auf Spargelfelder. Mit dem Seitengewehr versuchten wir, die Stangen zu ernten, füllten sie in den Brotbeutel, damit wir am Tag in unseren Verstecken darauf kauen konnten, um den Durst zu löschen. Genauso machten wir es mit einem Kartoffelfeld. Wir rösteten die Kartoffeln abends auf kleiner Glut, denn viel Rauch hätte uns verraten.

Wie viele Tage wir hinter den Linien waren, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war es früh am Morgen, als wir im Raum südlich von Berlin – gemäß der Beschilderung die Beelitzer Heilstätten – in einem tiefen Wald unser Versteck fanden. Von einer Anhöhe des Waldes sahen wir vor uns viele Baracken, auf deren Dächern deutlich rote Kreuze markiert waren, um die Gebäude auf diese Weise für Flugzeuge sichtbar zu machen. Wir lagen verborgen, im Schutz von hohen Blaubeersträuchern, und beobachteten die Lage. Alles war ruhig. Nichts deutete auf den Feind hin. Die Neugier plagte mich sehr. Wir meinten, es müsse ein Lazarett sein, in dem noch deutsche Landser lägen. Vielleicht könnte man dort Zuflucht finden. Nach einigem Hin und Her gab mir der Vorgesetzte die Erlaubnis, die Lage zu erkunden, so pirschte ich mich allein voran. Was hat mich damals nur angetrieben, dieses Risiko einzugehen?

Ich nutzte jede Deckung, um an die dicht am Wald gelegene Baracke zu gelangen. Den Giebel der Baracke hatte ich bereits erreicht. Alles war still – unheimlich still. Vorsichtig wagte ich einen Blick um die Ecke, um die Lage zu erfassen. Es waren noch etliche Bauten zwischen hohen Bäumen zu sehen. Ich wollte einen Blick durch die Fenster riskieren, aber bei dem Versuch, um die Ecke zu gehen, öffnete sich plötzlich eine Tür. Heraus kam ein Russe, schloss die Tür hinter sich und ging in entgegengesetzter Richtung seinen Weg. Zum Glück konnte ich wieder um die Ecke verschwinden. Auch dieses Gelände war fest in der Hand des Feindes. Ich kehrte zu meinen Kameraden zurück, erstattete Bericht. Dann warteten wir die Dunkelheit ab und machten einen großen Bogen um das Gelände, um unseren Weg fortzusetzen. Unser Ziel war, auf die eigenen Leute zu stoßen.

In den Dörfern, die wir mit großer Vorsicht durchstreiften, fanden wir weiße Tücher vor, die an Häusern und Zäunen befestigt waren. Für uns ein Zeichen, in Richtung Norden, also Berlin, zu marschieren, hatte keinen Zweck mehr. Wir erfuhren, dass die südliche Richtung, also die Altmark, von den Russen noch nicht besetzt war. So änderten wir unsere Marschroute. Aber auch dort stießen wir auf feindliche Posten, denen wir nach kurzem Feuerwechsel auswichen. Tage und Nächte vergingen. Tag und Datum nahmen wir nicht wahr, nur die Uhrzeit konnten wir feststellen. Es war schon in der Morgendämmerung, als wir angerufen wurden: „Parole!“ Wir waren aufs äußerste gespannt: War es eine Falle oder wirklich ein deutscher Posten? Ein Unteroffizier legte seine Waffen ab. Wir übernahmen Feuerschutz. Da wir keine Parole wussten, ging er mit erhobenen Händen in Richtung des Anrufers. Wären es Russen gewesen, so hätten wir immer noch Gelegenheit, das Weite zu suchen. So waren wir erleichtert, als wir feststellten, dass wir tatsächlich auf einen Vorposten unserer Stellung gestoßen waren. Nach sieben Tagen im Niemandsland hatte das Herumirren ein gutes Ende gefunden.

Nach kurzem Fußmarsch waren wir in dem kleinen Örtchen Brück in der Altmark. In der Schule wurden wir Versprengten registriert und alle Daten neu festgelegt. Bei der Angabe meines Geburtsdatums stellte der Feldwebel fest – es war der 27 April – dass ich an dem Tag meinen 18. Geburtstag hatte. Meine Freude war besonders groß, weil ich mich gerade an diesem Tag aus einer völlig aussichtslosen Lage wieder in den eigenen Linien befand. Wir wurden dann in Privatquartiere eingewiesen. In der Bahnhofstr. 27 hatten die Wirtsleute in ihrer guten Stube Stroh ausgebreitet, damit wir uns erst einmal ausschlafen konnten. Dann begann die große Wäsche. Nach 10 Tagen war dies unsere erste Reinigung. In der Zwischenzeit hatte der Hausherr Kaninchen geschlachtet, und seine Frau bereitete sie sehr lecker zu. Endlich, nach langer Zeit, genossen wir wieder eine warme Mahlzeit.

Am nächsten Tag wurde meine Gruppe zur Auffangstelle für Versprengte in der Dorfgaststätte abgestellt. Also war die Front immer in Bewegung. Es kamen russische Aufklärungsflugzeuge, die lediglich mit Bordwaffen auf uns feuerten. Der Tag ging zur Neige, wir freuten uns auf unser Quartier. Dann kam der Befehl, zu neuen Bereitschaftsräumen zu marschieren. Über Feldwege, an blühenden Kirschbäumen und Sträuchern vorbei, die uns etwas schützten, erreichten wir bei sehr warmen Temperaturen spätabends unser Ziel: einen großen Bauernhof. Scheunen und sonstige Platzeinheiten waren bereits belegt, Wir fanden in einer Stube des Bauern noch Platz, den er nicht gerne zur Verfügung stellte. Für uns war die Hauptsache, unsere Knochen ausstrecken zu können. So ging es tagelang weiter: Stellungen, die wir bezogen hatten, mussten immer wieder gewechselt werden. Als der Abend hereinbrach, hieß es, die Russen hätten uns fast eingekesselt. Nur ein Gewaltmarsch von 30 – 35 km könnte uns noch retten.

Diese Entfernung musste bis zum Morgengrauen geschafft werden. Rette sich, wer kann, lautete die Parole. Zu Fuß, zu Pferde, Gespanne mit Geschützen sowie mit Verwundeten – alles war auf den Beinen, keiner wollte bei den Russen bleiben. Da niemand eine Pause einlegte, wurden meine Kräfte immer geringer, und ich versuchte, mich eine Weile an einem Pferdewagen fest zu halten, auf dem man Verwundete gelegt hatte. Diese Marscherleichterung tat gut, war aber nicht von langer Dauer. Wir wurden von einem Viererzug einer Artillerie-Abteilung mit Geschütz eingeholt. Plötzlich war ich zwischen den Fahrzeugen eingeklemmt. Geistesgegenwärtig rettete ich mich auf den Wagen der Verwundeten.

So konnten meine Beine ein wenig ruhen. Die Räder der Fahrzeuge hatten sich verkeilt, und sicher wären meine Beine nicht verschont geblieben. Im Morgengrauen entkamen wir der Einkesselung. Quartier waren wieder große Scheunen mit genügend Stroh und Heu. Das Gewehr im Arm, nur den Stahlhelm abgelegt, wurden wir nach Stunden geweckt, da es Mittagszeit war. Irgendetwas gab es zu essen, geschmeckt hat alles, was es gab, denn der Hunger war groß.

Am 1. oder 2. Mai erfuhren wir bei der Ausgabe der Parole, dass der Führer im Kampf gefallen sei. Unser Oberbefehlshaber sei nun Großadmiral Dönitz. Von Stunde an wurde der alte militärische Gruß eingeführt. Täglich hieß es: „Absetzen!“ In einem Abschnitt hatten wir schon den Befehl zum Rückzug. Aber weil wir das Vordringen der Russen abwehren konnten und sogar mit Panzerfäusten auf sie schossen, glaubten wir nicht an den Ernst der Lage. Als es dann doch sein musste, war es fast zu spät, denn der Feind kam von der anderen Seite. Wir sahen, dass die Artillerie ihre Geschütze und den Großteil ihrer Pferde verlassen hatte. Da war uns klar: Nur zu Fuß konnte man sich retten. Am Dorfausgang trafen wir auf Pferdewagen mit Verwundeten. Leider konnte der Transport nicht fortgesetzt werden, weil das Gelände nicht befahrbar war. Es waren moorige Wiesen. Man legte die Verwundeten auf Zeltbahnen auf einigermaßen trockenem Boden. Alle Waffen wurden abgenommen, damit keiner sich selbst richten konnte. So konnten sie unbewaffnet von den Russen versorgt werden. Die Pferde wurden ausgespannt und in die freie Natur entlassen. Wir suchten Deckung im nächstliegenden Wald. Werden wir es schaffen, den Russen zu entkommen?

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann